

30. Sonntag C 27.10.2019

Liebe Schwestern und Brüder!

Lk 18,9-14

hat Bei seiner Schilderung des Weges Jesu nach Jerusalem hat Lk Abschnitte eingeflochten, die an die Jünger, d.h. an die Christen, gerichtet sind. Im Hintergrund stehen Erfahrungen innerhalb der Gemeinde. Heute heißt es: *Er sprach aber zu gewissen Leuten, die auf sich selbst vertrauen, dass sie Gerechte seien* – will sagen, die sich selbst vor Gott rühmen. Wenn wir sagen, jemand sei gerecht, meinen wir: er lässt jedem den ihm zustehenden Anteil zukommen, er bevorteilt niemanden und betrügt niemanden. Das gilt für Einzelne, für Gemeinschaften bis zum Staat und zur Kirche. Man nennt das Verteilungsgerechtigkeit, die ohne Ansehen der Person bei den Preisen und Löhnen anfängt und bis zu den Steuern reicht. Da, wo eine solche Gerechtigkeit herrscht, ist ein tragender Grundstein für ein gutes Zusammenleben gelegt. Alle sozialen Auseinandersetzungen drehen sich um diesen Punkt, der wohl ein Brennpunkt bleiben wird, solange es Menschen gibt.

Das biblische Verständnis von Gerechtigkeit geht noch weiter. Es sieht nicht nur die notwendige Teilhabe aller Menschen an den Gütern dieser Erde, sondern das gesamte Leben vor Gott. Es enthält die Überzeugung, dass die Welt sich nicht selbst erschaffen hat und dass die Menschen ihr Leben dem verdanken, der alles Dasein hervorgebracht hat, der es in seinem Bestand erhält und der es zu seinem vorgesehenen Ziel führen wird. Das Schaffen Gottes ist dann nicht nur eine Tat der Vergangenheit, die sich in dem Satz ausdrückt: Gott hat die Welt erschaffen, sondern Gottes Schaffen besteht immerfort, auch in der Gegenwart: Gott erschafft die Welt jeden Tag und jede Minute, ohne ihn wäre sie nicht – und: Gottes Schaffen ist angelegt auf Zukunft, auf Entwicklung und Entfaltung der Schöpfung und der Menschheit bis zu dem Punkt, an dem er alles vollenden wird.

Das ist der Hintergrund für das biblische Verständnis von Gerechtigkeit. Gerecht sind die, die dem Schöpfungswirken Gottes gerecht werden. Gerecht sind die, die sich nach der Maßgabe ihres Verstehens und Könnens auf dieses Werk Gottes einlassen und sich daran beteiligen. Bei aller geforderten Verantwortung und bei aller notwendigen Tatkraft ist und bleibt der Mensch Diener im und am Schöpfungswerk. Herr ist und bleibt allein Gott.

Dieses Verhältnis kann man missverstehen, als ob der Mensch mehr oder weniger Sklave Gottes sei. Das Gegenteil aber ist richtig. Der Mensch, der mit seinen Kräften in das Schöpfungswerk Gottes einstimmt, findet gerade so zu seiner Bestimmung, die er sich nicht selbst gegeben hat. Alle ihm geschenkte Freiheit und Kreativität sind dann herausgefordert für die Entfaltung von Gottes Welt. In dieser Sicht ist es selbstverständlich, den Herrn der Welt nicht nur um ein Gelingen der menschlichen Mühe zu bitten, sondern ihm auch dankbar zu sein für alle Gaben, die unser Leben bereichern. Dann darf ebenso ein Gefühl der Genugtuung und Befriedigung entstehen, wenn uns Gelungenes mit tiefer Freude erfüllt. Diese Freude ist Teilhabe an der Schöpfungsfreude Gottes und hat mit Überheblichkeit nichts zu tun.

Allerdings kommen wir dann zu einer Wegscheide, von der aus es in die falsche Richtung weitergehen kann. Die dankbare Freude vor Gott bleibt demütig. Das Gegenteil von Demut ist Hochmut. Er entsteht, wenn ich alle vergesse, die zu meinem Leben beitragen und wenn ich den vergesse, der das Leben erst ermöglicht. Dann baue ich auf mich, dann bin ich der Mittelpunkt, dann mach ich mich zum Maß aller Dinge. Von da ist es nicht weit, auf andere, die nicht soviel vorweisen können, herabzuschauen oder sie zu *verachten*, wie es im Ev heißt.

Es kam sicher nicht nur damals vor, dass in einer Gemeinde Unmut hochkam angesichts von Leuten, die sich selbstherrlich hervortaten. Wir würden das Gleichnis jedoch missverstehen, wenn wir es nutzen, mit Fingern auf andere zu zeigen. Das hieße, an der Selbstherrlichkeit teilzunehmen. Das Gleichnis richtet den Blick vielmehr auf uns selbst, wie wir voneinander denken und miteinander umgehen.

Die beiden Männer im Ev werden schwarz-weiß geschildert, der eine fromm und gesetzestreu, geachtet - der andere von üblem Ruf; Zöllner waren oft skrupellose Ausbeuter. Beide steigen zum Tempel hinauf, um zu beten. Das allein ist in den Augen der Anständigen schon eine Provokation.

Das Gleichnis beschreibt die Selbsteinschätzungen der beiden sehr anschaulich. *Der Pharisäer stellte sich hin* – aufrecht vor Gott, nicht versteckt in einer Ecke - *und betete bei sich*. Da leises Beten damals kaum üblich war, sind vernehmliche Worte gemeint. So zeigt Lk an, dass sein Gebet eine falsche Richtung nimmt: es ist nicht auf Gott bezogen, sondern auf den Betenden selbst mit seinem überheblichen Stolz: *Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin wie die übrigen Menschen*. Folgerichtig prahlt er mit seinen sicher beachtenswerten Leistungen, dem Fasten und der Abgabe des Zehnten. Der Mann bestätigt sich selbst in seinem Monolog. Ein solcher Monolog aber ist kein Gebet, das sich Gott anvertraut.

Der Kontrast: *Der Zöllner blieb abseits stehen und wollte nicht einmal die Augen zum Himmel erheben, sondern schlug sich an seine Brust*. Sein Gebet ist mit einem Psalmwort (51,3) ganz kurz: *Gott, sei mir Sünder gnädig!* Aber er schaut realistisch auf sein Leben und auf sein Versagen. Er gibt sich Gott anheim.

Der Kommentar Jesu: gegen menschliches Erwarten wird nicht der fromme Pharisäer gelobt, sondern der verrufene Zöllner: *dieser stieg gerechtfertigt in sein Haus hinab, jener nicht*. Mit diesem Betrüger ist Gott versöhnt, weil er Gott als Herrn anerkannt hat, der scheinbar Fromme aber nicht. *Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden*. Das war ein in Urkirche ganz wichtiger Spruch.

Vertrauen wir Gottes definitivem Urteil über uns und andere, und nicht dem eigenen, oft begrenzten: das schafft Hoffnung und Gemeinschaft, denn Gott ist mächtig und barmherzig.

Herbert Arens 20.10.2019